

tische Diskussion durch Baus in der Petrusgrabfrage [S. 137 bis 40] z. B.)

Der evangelische Exeget **L. Goppelt**, der in der Lieferung A des 1. Bandes des neuen evangelischen Handbuchs die apostolische und nachapostolische Zeit, also die neutestamentliche Zeit, behandelt, betrachtet „die Geschichte des Christentums in neutestamentlicher Zeit“ nicht als den ersten „Teil der Kirchengeschichte, sondern die Urgeschichte aller Kirchengeschichte. Sie ist nicht Geschichte der Kirche, sondern Geschichte der *Gestaltung der Kirche*“. Für Goppelt gewinnt „die Gemeinschaft der Jünger Jesu“ erst am Ende des 1. Jahrhunderts „im wesentlichen die Gestalt, in der sie durch die Zeit geht“ (S. 1). Für Baus war die Gründung der Kirche mit der Auferstehung Jesu vollendet, ihr geschichtliches Leben konnte seinen Anfang nehmen.

Was bedeutet dieser Unterschied für die Darstellungen? Da Goppelt keinen ähnlich festen Kirchenbegriff wie der katholische Forscher voraussetzt, wählt er zur Darstellung einen ganz anderen Weg. „Eine Darstellung ist daher dann wissenschaftlich redlich, wenn sie nicht *eine* historische Lösung und *eine* Betrachtungsweise als die ‚wissenschaftlich‘ allein mögliche Lösung hinstellt, sondern die historische Problematik und das Nebeneinander der Betrachtungsweisen sichtbar werden läßt . . .“ (S. 3). Und das tut Goppelt durch alle Stationen seiner Darstellung, die fesselnd geschrieben ist, hindurch. Es ist einsichtig, daß in dieser problemgeladenen Darstellung der Gestaltwerdung der Kirche noch nicht *eigentliche* Kirchengeschichte geschrieben ist, ein Nachteil, aber für das kritische Verständnis dieser schwierig zu erfassenden Anfangszeit scheint diese Darstellungsart viele Vorteile zu bieten. Die Dynamik des Anfangs wird bis in die Möglichkeiten der Auslegung hinein spürbar. Und das ist nur möglich, weil *die Kirche* als Größe noch nicht so verfestigt erscheint, wie man sie aus der Lektüre des katholischen Handbuchs als Eindruck mitnimmt. Zu fragen wäre, ob nicht auch die katholischen Kirchenhistoriker sich einen weniger abstrakten und dynamischen Ausgangspunkt hätten wählen können (ohne Vorentscheidungen gegen die *wesentlichen* Elemente der Kirche zu treffen), etwa wie er bei Goppelt am Schluß steht: „Die Versammlung um den ‚Tisch des Herrn‘ (1 Kor 20, 21) ist seit der Stiftung des Mahles im Kreis der Zwölf, die das neue Gottesvolk vorausstellen, über die täglichen Versammlungen der Urgemeinde zum Brotbrechen und das Zusammenkommen der paulinischen Gemeinde zum Herrenmahl (1 Kor 10, 17) bis in die Tage der Did. am Ausgang der apostolischen Zeit die *unmittelbarste Darstellung und Aktualisierung der Ekklesia in der Geschichte*“ (S. 151)? Haben doch auch katholische Dogmatiker einen dynamischen Kirchenbegriff ähnlicher Art angeboten. (Vgl. J. Ratzinger, LThK² VI (1961) 176: „Insofern könnte man definierend sagen, Kirche sei das Volk Gottes, das vom Leib Christi lebt und in der Eucharistiefeier selbst Leib Christi wird.“) Ob nicht in diese Richtung der geforderte Schritt zu einer Verlebendigung der Kirchengeschichte weiter gehen muß? Sicherlich liegt er in der Richtung, die jetzt schon eingeschlagen ist damit, daß in dem neuen katholischen Handbuch die Darstellung der inneren Geschichte der Kirche stärker in den Vordergrund gerückt ist. Das Bemühen, „inneres Leben und äußeres Geschehen in ihrer Wechselwirkung aufzuhellen und dadurch die lebendige Fülle des Mysteriums Ecclesiae sichtbar zu machen“ (S. VI), ist äußerst verdienstvoll. Zudem hat das katholische Handbuch den Vorzug einer flüssig lesbaren „Geschichte“, der es auch interessierten Laien empfehlen kann.

Daß vom Kirchenbegriff nicht nur unterschiedliche Auffassungen über die Kirchengeschichte bei Katholiken und bei Evangelischen abhängen, sondern auch die Auffassung des Verhältnisses von Kirche und altem Gottesvolk, von Christentum und Judentum mitbeeinflusst wird, sei hier noch eben besonders erwähnt. Baus behandelt in seinem ersten Kapitel „Das Judentum zur Zeit Jesu in Palästina“ die religiöse Situation des palästinischen Judentums, die Gemeinde von Qumran und die jüdische Diaspora und findet schöne Worte über das Alte Gottesvolk: „dieses Volk wußte sich von dem allein wahren Gott Jahwe in allen Phasen seiner Geschichte geführt,

da er sich ihm so oft schon durch sein unmittelbares Eingreifen oder durch das Wort seiner Propheten eindrucksvoll als sein einziger Herr geoffenbart hatte“ (S. 74). Für das christliche Verständnis ist diese Offenbarung durch Jesus weitergeführt worden und zum unüberbietbaren Abschluß gelangt. — In den Augen der damaligen jüdischen Umwelt galt die Jüngerschaft Jesu, wie Goppelt ausführlich berichtet (S. 18f.), als religiöse Partei innerhalb der jüdischen Volksgemeinde, deren Sonderlehren und Sonderbräuche zunächst keinen Anlaß boten, sie nicht mehr als Juden gelten zu lassen. Goppelt betont auch, eine Ansicht, die sich in der Forschung immer mehr durchsetzt, daß sich die Jünger Jesu in der Fortsetzung der Sendung ihres Herrn zunächst nur an Israel gesandt wußten und ihre Mission auf Israel beschränkten. Sie wußten noch viel lebendiger darum als viele Christen heute, daß Jesus den gottverheißenen Erstanspruch Israels auf das Heil ausdrücklich anerkannt hatte (Mt 10, 5). Unser heutiges Bewußtsein ist mehr durch die Sicht der zweiten und dritten christlichen Generation geprägt, die (wie die Apg) es fast als selbstverständlich erscheinen ließ, daß sich Israel der christlichen Botschaft verschloß. Paulus war dieser Vorgang „ein unendliches Rätsel (Röm 9—11), und der Herrenbruder Jakobus will ihn bis zu seinem Ende nicht hinnehmen“ (Goppelt, S. 38).

Rudolf Pesch

M. A. Beek: Auf den Wegen und Spuren des Alten Testaments (Tübingen 1961. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 308 Seiten.

Der Verfasser ist Professor für Altes Testament in Amsterdam. Was er in seinem Buch vorlegt, ist eine Sammlung von Rundfunkvorträgen aus dem Jahre 1953. Das wird man bei der Lektüre nicht vergessen dürfen, denn hierin gründet das Recht zur getroffenen Auswahl der Themen ebenso wie zur Beschränkung, ja zur Art der Darstellung überhaupt. Der „unterhaltende Stil“ versteht sich daher als Erfüllung einer Aufgabe, die sich dem Verfasser stellte, und die er, das darf man wohl sagen, überzeugend gemeistert hat. Wir dürfen das Gesagte auch in der Tatsache bestätigt finden, daß die vorliegende deutsche Ausgabe nach der im Jahre 1957 erschienenen fünften niederländischen Auflage des Buches erarbeitet wurde. Der Inhalt gliedert sich in neun Abschnitte unter den Überschriften Urgeschichte, die Väter, der Auszug aus Ägypten, das Zeitalter der Richter, die Könige, die Propheten, Gefangenschaft und Restauration, die Weisheit, das Lied. Gleichwohl darf man, bei aller Würdigung der Ziele und der angewandten Mittel und der dadurch auferlegten Beschränkung nicht verschweigen, daß sich im Einzelfall schwierige, ja geradezu unlösbare Fragen dem Leser aufdrängen. Und eben hier ist wieder einmal jene Grenze erreicht, an der jede Darlegung, die streng wissenschaftliche, ebenso wie die (wie in unserem Fall) mehr populäre, eine *crux* auf sich nehmen muß: entweder läßt man die aufsteigenden Probleme sich in heute begründbaren Hypothesen der Forschung auffangen oder es gilt *problematica* konsequent auszuklammern, wobei es von Fall zu Fall offen bleiben muß, ob stillschweigendes oder klar ausgesprochenes Ausklammern anzuraten sind. Konkret: man ist bei dem Charakter des Buches von Beek zunächst vielleicht geneigt, dem Verfasser zuzugestehen, daß er einfachhin von „dem Propheten Jesaja“ spricht und damit sowohl den Ausdruck wie die Problemkreise eines „Deuterojesaja“ nicht nennt. Man würde das gerne zugestehen, wenn dann die Ausführung gelingen würde! Aber sie gelingt eben nicht! Allein der Umfang von rund zwanzig Seiten einer an sich doch auf das Wesentliche hin angelegten Darbietung über das Buch Jesaja läßt vermuten, daß der Verfasser den Fragen gar nicht ausweichen kann, die man stichwortartig in dem Ausdruck „Deuterojesaja“ angesprochen hört. (Wohlgemerkt: es geht nicht darum, vom Verfasser zu verlangen, er solle alle möglichen Hypothesen über den Gottesknecht anführen. Das lehnt er mit Recht ab (S. 220); er überrascht dann allerdings selbst mit einer Theorie, die auch nicht mehr als eine Meinung ist.) Die Zusammenordnung verschiedenster Aspekte, die sich aus unserem heutigen Wissen ergeben und denen der Verfasser Rechnung tragen muß, führt unter Beibehaltung der Vor-

stellung von einer Person als dem Verfasser des Buches Jesaja zu unerträglichen Interpretationsschwierigkeiten, die nicht zuletzt darin ihren Ausdruck finden, daß Beek in seinem Paragraphen über „Die Autorität Jesajas“ (S. 202 ff.) diese hauptsächlich darin begründet sieht, daß Jesaja „sowohl 735 als 701 recht behalten“ hat: „Die Autorität eines Propheten beruht auf der Zuverlässigkeit seiner Worte“, wobei es hier um das Real-konkret-politische geht (S. 206). Liest man ein paar Seiten weiter, so findet man in einem Paragraphen mit der Überschrift „Adventsprophetieungen“ (S. 212 ff.) die nach dem Vorausgegangenen erstaunliche Feststellung, „daß der Prophet ein großer Dichter war, dessen Phantasie keine Grenzen kannte“ (S. 214). Schließlich stellt der Verfasser die Frage, ob man Jesaja überhaupt einen großen Propheten nennen dürfe. Aber damit haben wir nur die augenfälligste, den aufmerksamen Leser zuerst treffende Schwierigkeit angeführt! Doch sie mag — gleichsam als Illustration — genügen, um auf die entscheidende Frage hinzuweisen, vor die sich jeder gestellt sehen muß, der sich anschickt, dem heutigen Menschen Zugang zur Welt der Bibel verschaffen zu wollen. Es ist die Frage, wieweit es notwendig ist, die der heutigen Wissenschaft aufgegebene Problematik wenigstens in ihren entscheidenden Grundzügen auch dem Nichtfachmann zuzumuten. Vielleicht kann das den einen oder andern abschrecken. Aber wäre das nicht die geringere Sorge gegenüber jener anderen, die wir dann haben müssen, wenn der tiefer eindringende Leser es gewahr werden muß, daß der Fachmann ihm eine menschlich-ideale Welt aufzubauen versuchte, die seinen wirklichen Erkenntnissen nicht entspricht? Es wäre zu wünschen, daß das ohne Zweifel sehr ansprechende Buch von Beek dieser zuweilen nicht forschungsgerechten Tendenz der Harmonisierung, der menschlich-vordergründigen Idealisierung entkleidet würde. Es würde dadurch an Tiefe und Eindringlichkeit gewinnen.

Odilo Kaiser O. P.

Maurice Blondel: Geschichte und Dogma. Mainz 1963. Matthias-Grünwald-Verlag. 100 Seiten.

„Jesus hat nur in den Sand geschrieben und seinen Spruch nur dem Winde anvertraut: Seine lebendige Lehre“, so schreibt der große französische Philosoph, „gelangt nur insofern zu uns, als sie dazu bestimmt war, durch die Mentalität eben dieses Volkes und eben dieses Jahrhunderts hindurchzugehen. Nur auf Grund einer Bemühung, die zugleich aus den Quellen des sittlichen Lebens des Menschen und aus den Eingebungen des unsichtbaren Geistes hervorgeht, der allen Augenblicken der Dauer und allen Formen der Kultur gleich gegenwärtig ist, wird man die Lehre besser begreifen und sie nach und nach anpassen können. Man kann also keinesfalls sagen, die Idee der ‚Entwicklung‘, über die sich so viele Gläubige beunruhigen, sei heterodox; vielmehr ist es gerade der ‚Fixismus‘, der eine virtuelle Häresie darstellt — und zwar sowohl der Fixismus des Historikers, der die Wahrheit der Offenbarung“ (allein schon) „in ihrer ersten Fassung zu ergreifen behauptet, als auch der Fixismus des spekulativen Denkers, der geneigt ist, die unendliche Wirklichkeit in einer vollkommenen Synthese zu umgreifen, gleichsam als habe in einem bestimmten Augenblick der Geschichte der Geist des Menschen den Geist Gottes bis auf den Grund ausgeschöpft ... Sobald es sich darum handelt, in der Heilsgeschichte (Histoire Sainte) und im Dogma das Übernatürliche zu finden, wird hier also sichtbar, in welchem tiefen Sinne das Evangelium nichts ist ohne die Kirche, die Lehre der heiligen Schriften nichts ohne das Leben der Christenheit, die Exegese nichts ohne die Tradition — die katholische Tradition, die uns hier nicht mehr vornehmlich als eine hemmende und rückwärts gewandte Kraft erschien, sondern als eine Kraft der Entwicklung und Expansion. Da sie daran festhält, das Talent, das zu vergraben sie sich wohl hütet, Frucht bringen zu lassen, ist sie nicht so sehr bewahrend als vielmehr stets neu erfassend: Sie wird das Alpha erst beim Omega erreichen.“ (S. 81 f.; Hervorhebungen von uns.)

Wer von den Diskussionen des Vaticanum II über die Offenbarungsquellen einen Begriff hat, der wird kaum anders können, als in diesen vor 60 Jahren niedergeschriebenen Sätzen

(unbeschadet vielfältiger Ergänzungsbedürftigkeit derselben) das Prinzip der richtigen Interpretation des Verhältnisses zwischen Schrift und Tradition zu finden; nicht einer — von Blondel mit Recht verworfenen — ‚Tradition‘ in Gestalt prinzipiell aufschreibbarer Lehrsätze, sondern einer Tradition in Gestalt immer neuer ‚Anpassung‘ (aggiornamento) des im Wesen identischen Ur-Dogmas an immer neue, räumlich und zeitlich wechselnde Situationen, Antwort auf neuartige Fragen, Abwehr neu formulierter Irrtümer („*explicatio fidei contra nascentes errores*“, wie Thomas sagt; dazu: Die äußere Gestalt der heiligen Geschichte, in: K. Thieme, Gott und die Geschichte, Freiburg 1948, 309—340).

Blondels intellektueller Anmarschweg zu diesem Ergebnis, sein harter Kampf gegen Historismus (à la Loisy) und Spekulativismus (à la Tromp, um in der Professorenebene zu bleiben) ist nicht immer ganz leicht, aber stets lehrreich zu verfolgen. Oft hätte man sich die Einbeziehung des jüdischen Traditionsverständnisses zur Volldimensionierung der Problematik gewünscht: etwa, wenn er sich selber den Einwand macht, man werde „gegen die unvernünftige Hoffnung protestieren, man könne die authentischen Gedanken jener Menschen ans Licht bringen, die ihr Denken nicht formal ausgedrückt haben und die unfähig gewesen wären, die Formulierung zu begreifen, in die man es heute faßt als in die ihren Überzeugungen am meisten entsprechende Gestalt“ (S. 73) — wem fiel da nicht der postmortal in die Reihe der Lehrhaus-schüler Akibas verschlagene Moses ein, der nichts versteht, aber gläubig hinnimmt, das Vorgetragene sei „die Halacha durch Mose vom Sinai“? (Menachot 29 b; Mayer, S. 382 f.) und wer wünschte dann nicht, daß von da aus über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen jüdischer und christlicher Tradition weitergeforscht werde? (Ansatzweise hierzu meine Ausführungen in MYSTERIUM KIRCHE I, 61 ff. und FR XIV, 76 f.)

Aber so mag an diesem großartigen ‚ersten Wurf‘ noch manches ergänzungs-, manches verbesserungsbedürftig sein, das Ganze ist und bleibt für immer eine geistige Pionierleistung ersten Ranges (wie auch die nützlichen Einführungen, theologisch von J. B. Metz und zeitgeschichtlich von R. Marlé, zeigen), und wo wäre wohl die Parole des Vaticanum II knapper und klarer formuliert als hier, wo es geradezu prophetisch von der Kirche heißt:

„Nachdem sie seit langem streng gegen alle Formen eines zersetzenden *Latitudinarismus* vorgegangen ist, wird die Kirche in der Fülle ihrer Kraft und in dem Bedürfnis, sich auszuweiten, einsehen, daß man auch auf andere Weise von der Orthodoxie abweichen kann als dadurch, daß man zu weitherzig ist und die Offenbarung reduziert — dann nämlich, wenn man zu engherzig ist und die Erlösung einschränkt. Auch der Angustismus ist eine Häresie, und er hat in der Gemeinschaft der Christen bemerkenswerte Lücken verursacht“ (S. 91 f.).

K. Th.

P. A. H. de Boer: Gedenken und Gedächtnis in der Welt des Alten Testaments. Stuttgart 1962. Kohlhammer-Verlag. 76 Seiten.

Die interessante Studie des Leidener Alttestamentlers besteht aus Vorträgen, die er im Rahmen der „Franz-Delitzsch-Vorlesungen 1960“ in Münster i. W. gehalten hat. De Boer geht dem Phänomen der Erinnerung nach in der Überzeugung, daß sich aus der Einstellung eines Volkes seiner Geschichte gegenüber Wesentliches über seinen Charakter erkennen lasse. Die Untersuchung der Wurzel zkr trägt in der Auslegung de Boers zum Verständnis gewisser Perioden der Geschichte Israels und Judas bei. In einem letzten Abschnitt versucht de Boer eine Deutung von „anamnesis“ in 1 Kor 11, 12 (Lk 22, 19) von seiner Analyse des Gedenkens im AT her; durch die Proklamation des Todes Jesu, die feierliche *Nennung* Jesu als des Gekreuzigten, des Herrn, der für die „Vielen“ starb, bekenne sich der Nennende zu der Vielzahl der Geretteten. Ähnlich wie die „Nennung Jahwes“ im AT die Anerkennung und Vergegenwärtigung seiner Macht und seines Heils einschließt. „Gedenken ist im AT ein echtes Greifen nach einer Wirklichkeit, die eben darin neu lebendige Gegenwart werden soll“ (Zimmerli, S. 41). Rudolf Pesch